

JENSEITS DES WESTENS – FÜR EIN NEUES KOSMOPOLITISCHES DENKEN

Wolfgang Antes

Stefan Weidner, Jahrgang 1967, erzählt zu Beginn seines Essays *Jenseits des Westens* im Kapitel *Erste Schritte* aus seiner Zeit als Schüler in Köln. Er wählte als Fremdsprache Altgriechisch. Das war ihm aber nicht genug. In Abendkursen an der Volkshochschule belegte er neben Französisch auch Arabisch und Russisch. Mit dem knisternden Rauschen des sogenannten Weltempfängers (das Internet war noch nicht erfunden) und den unverständlichen Nachrichten auf Kurzwelle verband sich ein Versprechen, das mehr war als die vertraute Umgebung in Köln, die er mochte, ihm jedoch zugleich befremdlich schien. Mit 16 erwirbt Weidner ein Interrailticket und steuert den weitest entfernten Ort an: Marakesch. Sein Vater ist nicht begeistert. Weidner scheint dort sein Lebens- thema gefunden zu haben. Er studiert Islamwissenschaften, Philosophie und Germanistik und startet eine Karriere als Übersetzer arabischer Lyrik und als Literaturkritiker. Weidner

sagt, Heimat und Fremde seien nur so lange verlockend, wie das Pendel schlage.

Die Fragen, die Weidner in seinem Essay erörtert, sind offensichtlich biografisch grundiert, aber von grundsätzlicher Bedeutung: Gibt es ethische Grundsätze, die weltweit Gültigkeit beanspruchen können? Ist kosmopolitisches Denken ohne die Vorstellung abgrenzender kultureller Identitäten oder der Haltung kultureller Überlegenheit möglich? Stefan Weidner denkt über den Westen nach. Er fragt ob die Werte, Haltungen, Begriffe, die seit der Antike bis zur Aufklärung entwickelt wurden, ein weiterhin gültiges Angebot „an die Welt“ sein können – oder ob diese Werte durch das westliche Hegemonialstreben, insbesondere der letzten beiden Jahrhunderte, mehr oder weniger diskreditiert sind. Und er fragt, ob der Westen jenseits seiner selbst, Weltentwürfe in Arabien, China oder Afrika findet, die – so paradox dies zunächst klingen mag – die Vorstellungen westlicher Aufklärung über-

schreiten, vitalisieren und mit dieser *Transzendenz* westliche Entwürfe überhaupt erst zukunftsfähig werden. Das sind teils bekannte, schwierige und aktuell bleibende Fragen.

Weidner ist Anhänger der Aufklärung, genau deshalb setzt er sich kontrovers mit ihren Weltentwürfen auseinander. Im ersten Teil seines Essays buchstabiert er westliche Sichtweisen exemplarisch mit den Thesen von Francis Fukujama und Samuel Phillip Huntington durch. Fukujama ist der Auffassung, dass mit dem Ende des Kommunismus das Zeitalter ideologischer Auseinandersetzungen beendet sei und damit die liberale Demokratie fortan das einzige politische System sei, das zur Verfügung stünde. Damit komme nicht nur die Geschichte ideologischer Auseinandersetzungen an ihr Ende, sondern die Geschichte habe zudem ihr Ziel erreicht. Dieses teleologische Geschichtsverständnis, das Geschichte als zielgerichteten Prozess versteht, dessen Gesetzmäßigkeiten (ähnlich denen der Physik) nur

JENSEITS DES WESTENS –

FÜR EIN NEUES KOSMOPOLITISCHES DENKEN

entdeckt werden müssten, um künftige Entwicklungen erfolgreich vorausszusehen und zu befördern (Marx glaubte Gleiches, nur mit anderem Zielverständnis), hat sich als falsch erwiesen. Huntington, ein moderner Wiedergänger Oswald Spenglers, überwindet die Geschlossenheit nationalstaatlicher Zusammenhänge und spricht von „Kulturen“, die sich konkurrierend gegenüberstehen und vorgeblich unüberbrückbar verschieden seien und in natürlicher Weise nach Herrschaft und Hegemonie streben. Der Gegner, Konkurrent der westlichen Kulturgemeinschaft ist hier der islamische Kulturkreis, aber auch der fernöstliche. Behauptet sich der Westen, wird alles gut, geht er unter, es wäre nicht verwunderlich, Spengler hat es schon vor hundert Jahren vorhergesagt. Weidner zeigt, wie u. a. über Kant, Hegel, Marx, Nietzsche, Kojève, Heidegger die Ideengeschichte moderner westlicher Denkungsarten, die ohne Hegemonialstreben nicht denkbar scheint, in europäischen und amerikanischen Universitäten bis heute verankert ist – und den weltweiten Erfolg von Fukujama und Huntington erklären. Gerade auch in „fremden Kulturkreisen“ im Sinne von Huntington, die sich diese Art zu denken (mühsam) zu Eigen machten (das beste Beispiel ist vielleicht Japan im 19. Jahrhundert oder das zerbröckelnde Osmanische Reich) und dem „überraschten Westen“ mit neu entworfenen, eigenen Hegemonialstrategien entgegentreten.

Weidner liefert bis hierher, wenn man so will, einen konzentrierten und gekonnten *Crash-Kurs* zu Aspekten westlicher Denkungsart. Dieser Kurs läuft entlang des Begriffs der „Fremdheit des Menschen in der Welt“, die immer wieder variierte und wiederkehrende Geschichte als „Narrativ“ seit der (nicht nur europäischen) Antike bis in die Jetztzeit, die von der Unvollständigkeit, Ungeborgenheit, Geworfenheit, Unbehaustheit, dem Unbehagen an der Kultur, von der Entfremdung des Menschen und damit vom Verlust des *Paradieses* erzählt –

und davon berichtet welche Versuche der Beheimatung religiös, kulturell oder politisch seit jeher unternommen wurden. Und es erzählt davon welche Formen die Sehnsucht nach Beheimatung unter Menschen annehmen kann. Weidner ist es anzurechnen, dass er nicht auf die vermeintliche Trivialisierung „Abschaffung des Kapitalismus“ verfällt, die wie eine Art Anti-Narrativ zu Huntington oder Fukujama westliche Intellektuelle von jeher von weiterer Geistesarbeit entbindet und nichts von unterschiedlichen Ausprägungen von Marktwirtschaften weiß, die sich mancherorts sozial nennen oder vorgeben, sich um ökologischen Ausgleich zu bemühen.

Im zweiten Teil des Essays, nachdem die Apologeten westlicher Hegemonie kenntlich sind, werden Denkerinnen und Denker wie Spinoza, Hume, Kierkegaard, Schopenhauer, Arendt, Benjamin und Popper positioniert. Weidner begibt sich auf die Recherche nach ethischen Grundsätzen, nach „Dachnarrativen“, die möglicherweise universale Gültigkeit beanspruchen können – und nach deren Begründbarkeit. Letzteres erweist sich rasch als Schwierigkeit, weist doch Hume darauf hin, dass aus einer Beschreibung dessen, was ist (oder was man dafür hält), sich nicht eindeutig ableiten lässt, wie man sich verhalten soll. Damit gibt es keine letzte unhinterfragbare Regel, letztlich sei alles (menschlich) gesetzt. Dieses „Hume’sche Gesetz“ bezeichnet eine klassische existenzialistische Situation, wonach der Mensch nicht nur selber entscheiden kann, sondern dazu verdammt ist, zu entscheiden, was wir zu wollen haben. Es sei denn, Gott oder das göttliche Prinzip wird als letzte unhinterfragbare Setzung akzeptiert. Mögliche alternative biologistische, naturrechtliche Begründungen weisen rasch in eine Sackgasse. Von deren Verheerungen im Faschismus (die „überlegene Rasse“) und Kommunismus (der „neue Mensch“) ganz zu schweigen. Leider stellt Weidner die Suche nach einer letztendlichen Begründbarkeit ethischer Grundsätze, genauer ihrer „objektiven“ Ableitbarkeit, nicht selbst in Frage. Für ihn bleibt das Dilemma zwischen postmodernem Werterelativismus (Nietzsche: *Gott ist tot*, Feyerabend postmodern: *anything goes*) und einer fehlenden letztendlich begründbaren Ethik weitgehend bestehen. Das alles erinnert ein wenig an das Gödelsche Theorem, das seinerzeit Mathematikerinnen und Mathematikern um den Schlaf brachte. Gödel hatte als erster nachgewiesen, dass sich bestimmte logische mathematische Systeme wie die Arithmetik nicht allein durch sich selbst begrün-

den lassen, sondern nur außerhalb ihrer selbst begründbar sind. Das gilt auch für die Begründung der Begründung. Damit besteht die Gefahr eines unendlichen Regresses als Merkmal nicht-logischer (sprich nicht begründbarer oder zu begründender) Systeme. Heute sehen das Mathematikerinnen und Mathematiker entspannt. Hauptsache die Systeme und Formeln sind „leistungsfähig“, sprich erfüllen ihren Zweck, erreichen die erwartbaren Ziele. Wäre das nicht eine „Stellenbeschreibung“ für ein weltweites ethisches System, für „Master-narrative“?

Faszinierend ist, wie Weidner Ansätze von Masternarrativen versucht herauszuarbeiten und diese – als Bedingung ihrer Tauglichkeit – interkulturell vergleichbar macht. Neben Walter Benjamins „Sprachspiegelungen“ nennt Weidner an erster Stelle die von Hannah Arendt in ihrer Studie „Ursprünge und Elemente totaler Herrschaft“ gebrauchte Formulierung, jeder „Mensch habe ein Recht auf Rechte“. Dieses Recht sei allen (Rechts)systemen vorgelagert. Die Idee dazu lässt sich im Islam ebenso wie in fernöstlichen Texten finden. Weidner schildert, wie Bernhard Schlink diese Idee in seinem Essay „Heimat als Utopie“ vertieft und legt dar, dass der Mensch nur beheimatet sei, wenn er über Rechte verfüge, ja das damit das *Recht* des Menschen seine tatsächliche Heimat sei. Denn ohne Recht und „ein Recht auf Rechte“ sei ein zu Hause, eine Geborgenheit nicht denkbar. Damit wird die Gebundenheit von Heimat an einen bestimmten Herkunftsort gelöst, Heimat wird ortlos und überall dort möglich, wo Rechte vertraut und niemandem fremd sind, unabhängig von Herkunft und Staatlichkeit. Diese Denkweise lässt als Bedingung die Zugehörigkeit von Menschen zu einer „Nation“, die Individuen mit Identität und Recht ausstattet, hinter sich. Für Hannah Arendt war dies durch ihre Erfahrungen als Staatenlose ein existentielles Thema. Und es ist heute ein Thema für Menschen, die in Europa oder andernorts anlanden und Gegenden verlassen mussten, in denen sich moderne Staatlichkeit auflöst oder niemals etabliert hat. Damit geht (bis heute) der Rahmen garantierter Rechte und jede Möglichkeit auf „Heimat“ verloren – es sei denn, Menschen finden die Möglichkeit des „Rechts auf Rechte“ andernorts vor.

Als weiteres Dachnarrativ beschreibt Weidner Walter Benjamins Gedanken zur Spiegelungen von Sprachen in anderen Sprachen. Benjamin formuliert, dass erst eine geschriebene Sprache, die in eine andere Sprache übersetzt wird

und sich dort wiederfindet, sich vervollständigt und sich ihrer bewußt werden kann. Erst in der Neuformulierung einer *anderen* Sprache findet die jeweilige Sprache zu ihrer Identität. Möglich sei dies nur, so Benjamin, weil es eine „ungeschriebene“ Sprache, die allen Sprachen zu Grunde liege, gebe. Eine Sprache, der die *Spiegelung* im Anderen, Fremden, fehlt, wisse nicht um ihre Möglichkeiten und Begrenzungen und bleibt sich fremd, da nur der Blick von außen Identität ermögli-

Wie sich solche „Spiegelungen“ *auch* (oder gerade dort?) in einem kolonialen Kontext produktiv (im Sinn von Selbstbestimmtheit und kooperativer Autonomie) auswirken können, zeigt die faszinierende „Rezeptionsgeschichte“ der Bhagavad Gita (Gesang des Erhabenen), die Teil des indischen Versepos Mahabharata ist, und ein philosophisch-moralisches Lehrgespräch zwischen dem Gott Krishna und dem Fürsten und Krieger Arjuna darstellt. Wenn man so will, könnte diese Rezeptionsgeschichte als Beleg für Benjamins Sprachtheorie verwendet werden. Die Gita galt in Indien bis ins 18. Jahrhundert hinein als Lehrgespräch, in erster Linie bestimmt für die obere Kaste der Brahmanen. Erst die Übersetzung in das Englische im Jahre 1785 durch den britischen Buchdrucker und Orientalisten Charles Wilkins machte die Gita unter europäischen Intellektuellen bekannt und wird seitdem als „das schönste, ja vielleicht einzig wahrhaft philosophische Gedicht, das alle uns bekannte Literatur aufzuweisen habe“ bezeichnet (Humboldt). Hegel hat die Gita als „substanzlos“ abgelehnt, was nicht wundert, da die Dialektik von Herr und Knecht in der Gita ärmlich erscheint. Weber hat sich ausdrücklich bei seiner Ethik auf die Gita bezogen und – das ist wirklich überraschend – die Gita hat in der englischen Übersetzung in Großbritannien ansässige indische Intellektuelle inspiriert, diesen Text neu oder überhaupt erst zu lesen. Ein junger indischer Rechtsanwalt in Südafrika namens Gandhi hat dazu einen ausführlichen Kommentar geschrieben und die indische Unabhängigkeitsbewegung mit dem Ethos der Gita maßgeblich beeinflusst. Die Gita und Gandhis Kommentar bildete für diese eine Art Grundlagentext. Dank einer englischen Übersetzung eines Briten, der sich für die „Kultur der Kolonien“ interessierte. Weidner vergleicht zudem die Gita mit einzelnen Thesen Luthers. Die Ähnlichkeit einzelner Gedankengänge, die er sichtbar macht, sind frappierend.

Eine herausragende Stärke von Weidners Essay ist die Zusammenführung unterschied-

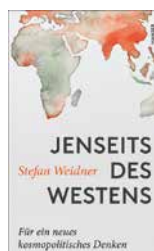
lichster Quellen und deren produktive Verbindung in einem intellektuellen Schaffensakt, der hohen Respekt verdient. Schon allein dafür lohnt die Lektüre. Man muss nicht allen Akzentuierungen und Argumenten Weidners folgen, wie beispielsweise der These, dass eine Religion, die sich nicht politisch denkt, bereits ihrer Wirkung beraubt sei. Zudem scheint die aufwendige Suche nach einem „letztendlich begründbaren“ Dachnarrativ verwegen. Schon Hume hatte die Ausweglosigkeit einer solchen Suche prognostiziert. Daraus allerdings den Schluss zu ziehen, dann folge zwangsläufig postmoderne Beliebigkeit, die Weidner praktischerweise als Auftragslegitimation für seine Dachnarrativ-Suche benutzt, das wäre schlicht falsch. Nur weil – beispielsweise – die Allgemeinen Menschenrechte weder göttlich, biologisch oder geschichtswissenschaftlich oder gar „westlich“ begründbar sind, wird nicht das Engagement für die Geltung dieser Rechte relativistisch oder delegitimiert. Anders gesagt: Die Frage „wie wollen wir leben, was sollen wir wollen?“ können nur Menschen beantworten; diese Frage lässt sich nicht (mehr) delegieren. Man könnte Wegner entgegenhalten, *gerade weil* es (höchstwahrscheinlich) keine legitimierende Instanz außerhalb ethischer Legitimierungen gibt, ist die Verantwortlichkeit des Menschen (leider mögen manche sagen) offensichtlich. Also an die Arbeit. Alle Thesen und Argumente, die Weidner vorbringt sind diskutierbar, da nachvollziehbar begründet. Dies ist ein Genuss.

Wer zudem ein „Upgrade“ fundierter und tiefergründiger Art zu aktuellen politischen Diskussionen sucht und von allzu begründeten „Lösungsvorschlägen“ verschont bleiben will, wird es prägnanter kaum finden. ●

Wolfgang Antes, Mai 2019

LITERATUR

Stefan Weidner
Jenseits des Westens
Für ein neues kosmopolitisches Denken
Carl Hanser Verlag,
München 2018,
368 Seiten, 24,00 Euro



Buchtitel: Carl
Hanser Verlag